

Ich gebe zu bedenken, daß ein Appell an die
Zucht in deutschen Herzen niemals ein Echo findet.
Bismarck

Im Hause des Cherubim.

(2 Fortsetzung.)

Erzählung von Heinrich Köhler

(Nachdruck verboten.)

Am nächsten Morgen wurde Elisabeth durch die kreisenden Stimmen der Straßenhändler, die nach Sitte der kleinen Städte in M. ihre Waren ausrufen, geweckt. Gemüse, Milch, Fische, ja sogar Fleisch wurde angeboten, so daß in der sonst wenig belebten Burgstraße in den Morgenstunden ein ziemliches Getöse zu hören war. Das junge Mädchen rieb sich die Augen, blickte um sich und stieß beim Anblick ihres engen, vom anbrechenden Tage matt erleuchteten Kämmerchens einen Seufzer aus. Die mit einer unansehnlichen grauen Tapete bekleideten Wände waren mit langen Kleiderreihen und Holzschalen garniert, auf welchen die Konfituren- und Konservenbüchsen Tante Antoniens standen. Die einfache, eiserne Bettstelle, ein mehr als einfacher Waschtisch und zwei Rohrstühle bildeten die ganze Einrichtung des schmalen Raumes, der einen so wenig gemüthlichen, fast ärmlichen Eindruck machte, daß die verwöhnte Elli dem Weinen nahe war. Da sie keine Lust verspürte, länger als nötig den Anblick dieses fahlen Zimmers zu genießen, sprang sie aus dem Bett, fuhr in Morgenrod und Pantoffel und lief ans Fenster.

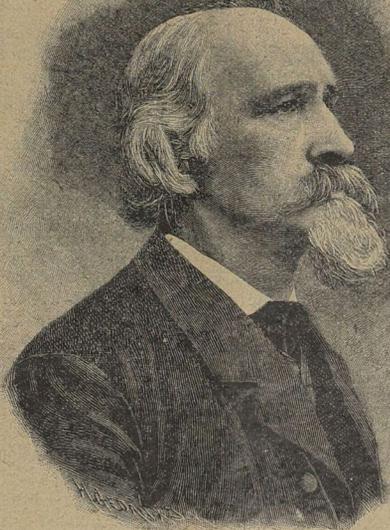
Die Vorhänge zurückziehend, wurde sie von dem Straßenbild da draußen gefesselt. Der herrliche Frühlingssonnenschein warf seinen goldenen Schimmer auf die Skulpturen der grauen Häuserreihe drüben und die noch vom Regen feuchten Pflastersteine, auf denen die zweirädrigen Karren der Gemüsehändler dahinfuhren. Aus den nahen

Anlagen hörte man die Finken schmettern, und ein Schwarm bunter Tauben flog, die glänzenden Flügel im Sonnenschein ausbreitend, auf das Dach des gegenüberliegenden Hauses. Am äußersten Ende der Straße bemerkte Elisabeth grünende Feiden, und weiterhin spannten sich die Bogen einer massiven Steinbrücke über den glitzernden Fluß.

Die erquickende Frühlingsluft, der blaue Himmel und vor allem die Jugendfrische ihrer achtzehn Jahre ließen das junge Mädchen ihre Umgebung vergessen, und als die Glocken der kleinen Kirche, die zur Morgensandacht riefen, zu läuten begannen, wurde ihr ganz feierlich zumute.

Sie ließ das Fenster halb offen und begann geräuschlos, damit die Mutter nicht gestört würde, Toilette zu machen. Als sie den Inhalt einer Karaffe in ihr Waschgefäß gegossen hatte, bemerkte sie, daß damit ihr ganzer Wasservorrat erschöpft war. Da Elisabeth gewöhnt war, mit dem feuchten Element verschwenderisch umzugehen, wurde sie von dieser Entdeckung keineswegs angenehm berührt. Wahrhaftig, murmelte sie ärgerlich, in diesem Hause scheint man sogar mit dem Wasser zu sparen.

Sie war ein resolutes Mädchen und beschloß, sich selbst zu helfen, indem sie sich eine Karaffe voll Wasser aus der Küche holte. Sie schürzte schnell ihr langes, bis zur Taille herabhängendes Haar in einen Knoten und trat im Frisiermantel, den sie bereits übergeworfen hatte, leise aus der Tür auf den



Emanuel Geibel.

Zum 100. Geburtstag des bekannten Dichters, der am 17. Oktober 1815 in Lübeck geboren war und dajelbst am 6. April 1884 starb, bringen wir hier sein Bild. Seine Werke zählen noch heute zu den besten Schöpfungen des Jahrhunderts und besonders an seine politischen Dichtungen erinnern wir uns gern in der heutigen schweren Zeit.



Vorspur. Aber gleich darauf fuhr sie mit einem lebhaften Aufschrei in ihr Zimmer zurück, dessen Tür sie eiligst hinter sich verschloß.

Auf dem Flur war ihr Rudolf unerwartet entgegen getreten. Er hatte in demselben Augenblick wie sie sein Zimmer verlassen und befand sich im Jagdanzug, weil er beabsichtigte, einen Hund, der ihm zum Kaufe angeboten war, im Walde zu prüfen. Seine Bestürzung war kaum geringer als die seiner jungen Cousine, als er diese plötzlich im Neglige mit der Karaffe in der Hand vor sich sah. Diese Begegnung hatte allerdings kaum eine Sekunde gedauert, denn in dem Moment, wo im Halbdunkel des Korridors das zarte Gesicht mit den großen Augen darin und umrahmt von einer Fülle dunklen Haares vor ihm auftauchte, war es auch gleich einer Vision schon wieder entschwunden.

Eine Weile stand Rudolf verlegen auf dem Korridor still. Dann fiel es ihm ein, daß das junge Mädchen irgend einen Wunsch haben könne und er ging befangen bis zu ihrer Tür.

„Cousine!“ murmelte er mit leiser Stimme.

Aber nur ein tiefes Schweigen war die Antwort, wenn man darin überhaupt eine Antwort sehen will.

„Cousine,“ wiederholte Rudolf leise an der Tür klopfend, „wünschen Sie etwas?“

Jetzt wurde diese halb geöffnet und eine zierliche Gestalt erschien in der Spalte. Ein schelmisches Lächeln spielte um den Mund des jungen Mädchens.

„Verzeihung, Better, daß ich solchen Aufruhr verursache. Ich möchte gern noch etwas Wasser. Wollen Sie nicht dem Mädchen sagen, daß wir zu wenig davon bekommen haben?“

„Ich werde Ihnen gleich selber eine Karaffe voll holen,“ stotterte Rudolf.

Er entfernte sich mit eiligen Schritten. Fünf Minuten später erschien er mit einem mächtigen Krüge wieder und klopfte von neuem an die Tür.

„Ich bringe Ihnen reichlichen Vorrat, Cousine.“

„Besten Dank, Better! Haben Sie die Güte, das Wasser an der Tür hinzustellen.“

Rudolf gehorchte und entfernte sich. Aber als er auf der ersten Treppenstufe angelangt war, hielt er inne und wandte sich noch einmal neugierig zurück.

Die Tür wurde wieder halb geöffnet, ein leuchtender, tadellos geformter Arm griff nach dem Krüge und eine schelmische Stimme wiederholte: „Besten Dank, Better!“

Rudolf konnte den ganzen Tag über die Erinnerung an diesen kleinen Vorfall nicht los werden. Er sah immer wieder im Geiste die zierliche Gestalt, die großen dunklen Augen und den schönen Arm des jungen Mädchens vor sich.

3.

Einige Tage später traf das Mobiliar Frau Bormanns in M. ein und sie bezog mit ihrer Tochter die Wohnung, die Rudolf für sie gemietet hatte. Die Einrichtung derselben nahm eine ganze Woche in Anspruch und mißfiel Tante Antonie außerordentlich. Besonders der Salon, der noch mit dem ganzen Luxus besserer Zeiten ausgestattet war, rief die Empörung der alten Dame wach; denn sie war der Ansicht, daß man in seiner Umgebung nicht so viel überflüssigen Tand dulden dürfe, wenn es einem am Nützlichsten fehle. Die auf den Etagern verschwenderisch ausgestellten Rippesgegenstände, der blaue Plüsch der Sessel, der das Zimmer vollständig bedeckende Teppich, die mit natürlichen Blumen gefüllten Vasen und Jardinières standen mit Tante Antoniens haushälterischen Prinzipien in zu grellem Gegensatz. Außerdem besaß Frau Bormann als Vervollständigung dieser Einrichtung einen modernen Kronleuchter mit herunterhängenden Kristallprismen verziert, an welchen sich die alte Dame regelmäßig beim Durchschreiten des Zimmers den Kopf stieß und deren Baumeln und Aneinanderklirren sie nervös machte.

In der ersten Zeit hatte die Tante es für ihre Pflicht gehalten, ihrer Nichte praktische Ratschläge zu geben und sogar einige Male ihre Lebensweise kritisiert. Sie stellte der Witwe vor, daß es passender für sie sei, früh aufzustehen, anstatt bis zehn oder elf Uhr des Vormittags im Bett zu

liegen, und daß es nützlichere Beschäftigung gebe, als Klavier zu spielen, Journale zu lesen und zwecklose Stickereien zu fertigen. Aber ihre Ratschläge wurden sehr kühl und mit verkehrttem Mißvergnügen aufgenommen, und da es nicht in Tante Antoniens Art lag, mit Gewalt auf jemand einwirken zu wollen, so kam sie sehr bald davon zurück, den beiden Verwandten ein Interesse zu widmen, das sie allem Anschein nach sehr wenig zu schätzen wußten.

„Alles, was ich bei deinen Cousinen sehe und höre,“ sagte sie eines Abends zu Franz, „behagt mir nicht. Das Mädchen ist schlecht erzogen, die Mutter besitzt wenig Verstand und versteht vor allen Dingen nicht zu wirtschaften. Meine Ratschläge werden nicht beachtet, und ich habe den Entschluß gefaßt, mich nicht mehr um sie zu kümmern.“

Die Beziehungen zwischen den beiden Familien wurden denn auch nach und nach immer geringer. Der ganze Verkehr bestand schließlich nur noch aus einigen förmlichen Visiten, und da es inzwischen Hochsommer geworden war, machte die Übersiedelung Tante Antoniens nach dem ländlichen Besitzum auch diesen ein Ende. Frau Bormann, welche sich in ihren Erwartungen betreffs der reichen Verwandten vollständig getäuscht sah, bedauerte es schon lebhaft, daß sie auf die Idee gekommen war, sich in dieses kleine Nest zu verbannen. Denn die beiden Damen langweilten sich schrecklich. Zerstreungen gab es für sie so gut wie gar nicht und auch keine Gelegenheit, angenehme Bekanntschaften zu machen. Da sie mit ihrer Zeit nichts anzufangen wußten, erschienen ihnen die Tage unermeßlich lang, und so hatten sie bereits die speißbürgerliche Gewohnheit der Einwohnerschaft von M. angenommen, um neun Uhr abends zu Bett zu gehen.

Am unangenehmsten aber waren die Geldverlegenheiten, in die sie bald gerieten. Da Frau Bormann unfähig war, ihre Ausgaben zu regeln und sich nach der Decke zu strecken, kam sie mit ihren Mitteln nicht zurecht. Sie machte Schulden und sah die Notwendigkeit ein, auf einen Vorschlag Tante Antoniens zurückzukommen, den sie erst weit von sich gewiesen hatte. Die Tante hatte ihr nämlich geraten, die Vermittelung des Herrn Schmitz in Anspruch zu nehmen, um sich schriftliche Arbeiten zu verschaffen.

Herr Schmitz ließ sich übrigens nicht lange bitten, sondern zeigte sich mit großem Eifer bereit, sich der Witwe gefällig zu erweisen.

Als Rudolf davon erfuhr, war er darüber nicht erfreut. Welches Interesse kann dieser Teufelsmensch wohl haben, sich den Damen angenehm zu machen? fragte er sich. Aber er sollte darüber nicht lange in Ungewißheit bleiben.

Eines Abends, als Rudolf und Franz zusammen im Magazin beschäftigt waren, gestellte sich der Beamte zu ihnen und brachte das Gespräch auf die beiden Damen. Nachdem er in mitleidigem Ton von ihrer bedrängten Lage gesprochen hatte, warf er die Bemerkung hin, daß die Witwe daran denken sollte, ihre Tochter zu verheiraten.

„Wie kommen Sie darauf?“ fuhr ihn Rudolf an. „Saben Sie vielleicht einen Schwiegersohn für sie in Bereitschaft?“

„Vielleicht,“ antwortete Herr Schmitz geheimnisvoll mit einem Lächeln, das sein glattes Gesicht in lauter Falten legte.

„Na, na,“ brummte Rudolf grimmig in den Bart, „wer ist denn der Leichtsinrige, der solch armes Mädchen heiraten will?“

„Ein Leichtsinriger ist es gerade nicht,“ entgegnete der Beamte wichtig, „sondern im Gegenteil ein gereifter Mann, der ihr sichere Garantien bietet.“

„Und sein Name?“

„Mein Gott, ich bin es selber.“

„Sie, Bernhard?“

Franz machte in seiner Bestürzung einen Tintenfleck in dem großen Lagerbuch, und Rudolf schlug ein Gelächter auf, daß die Fensterscheiben klirrten.

„Aberdings ich,“ antwortete der andere verlegen, „was ist dabei so lächerlich?“

„Soll das einen noch nicht zum Lachen reizen!“ antwortete Rudolf. „Mein lieber Herr Schmitz, haben Sie meine Cousine sich einmal recht genau betrachtet?“

„Aber gewiß.“

„Das war allerdings dumm gefragt. Betrachtet haben Sie sie immer aufmerksamer, als ich taktvoll fand. Sie wissen also, daß sie achtzehn Jahre zählt, im vollen Glanze ihrer Jugend steht und hübsch und anmutig wie ein junges Täubchen ist!“

„Wo wollen Sie nur hinaus?“

„Das ist doch leicht zu erraten. Sehen Sie sich einmal im Spiegel an.“

Er nahm Herrn Schmitz beim Arm und führte ihn vor den alten Pfeilerspiegel, der im Magazin stand, in welchem der bestürzte Herr Schmitz nun plötzlich sein mehr als unvorteilhaftes Äußere: seine Perücke, sein blasses, aufgeschwemmtes Gesicht und seine rote Nase vor sich sah.

„Betrachten Sie sich einmal recht genau und fragen Sie sich, ob Sie mit Ihrer äußeren Erscheinung und Ihren beinahe fünfzig Jahren ein geeigneter Gatte für ein junges Mädchen wie Elisabeth wären? Aber das ist doch nur ein Scherz von Ihnen, denn wenn Sie im Ernst daran dächten, müßten sich ja alle Haare Ihrer Perücke einzeln dagegen sträuben.“

„Mein Himmel, Rudolf,“ stotterte der seltsame Freier, indem er sich errötend auf die Lippen biß und von dem Spötter zu befreien suchte, „ereifern Sie sich nur nicht zu sehr! Ich sehe ja, daß ich auf Sie nicht rechnen darf, daß Sie mir in dieser Angelegenheit nicht gefällig sein wollen.“

„Nicht allein, daß ich Ihnen darin nicht gefällig sein will, ich werde im Gegenteil alles tun, was in meiner Macht steht, um eine solch merkwürdige Ehe zu verhindern. Ich würde es mir nie verzeihen können, wenn ich meine Hände zu einer solchen Dummheit hergesehen hätte.“

Die Unterhaltung drohte einen schlechten Ausgang zu nehmen, so daß es Franz für geraten hielt, sich ins Mittel zu legen. Er machte die Bemerkung, daß wohl nur Frau Bormann das Recht besäße, in dieser Sache eine Entscheidung zu treffen und sein Bruder zu weit gegangen sei. Es gelang ihm auch, seinen Freund durch das Versprechen zu beschwichtigen, daß er die Vermittelung übernehmen und ihm die Antwort seiner Verwandten persönlich überbringen wolle.

Als der gutmütige Franz sich noch an demselben Abend seines Auftrages entledigte und kaum den Namen Bernhard Schmitz genannt hatte, sah Frau Bormann ihn ganz verblüfft an und fragte dann belustigt, ob er wirklich glauben könne, daß sie ihre Tochter einem solchen Fastnachtsnarren an den Hals werfen werde? Elisabeth brach in ein lautes Lachen aus und meinte, Herr Schmitz wäre schon lange ihre geheime Schwärmerei gewesen, aber sie fühle sich seiner so unwürdig, daß sie die hohe Ehre ausschlagen müsse. Herr Schmitz, der sonst einen ganz guten Verstand besaß, mußte in diesem Falle jeden Scharfsinn verloren haben, denn er fühlte sich durch den erfahrenen abschlägigen Bescheid tief beleidigt.

Er glaubte fest, daß Rudolf dabei die Hand im Spiele gehabt habe und seine verletzete Eigenliebe sann auf Rache. Außerlich ließ er sich freilich nichts anmerken, aber im stillen wartete er auf die Gelegenheit, dem Bruder seines Freundes eines zu verzeihen.

In Tante Antoniens Augen hatte die Cousine durch Abweisung dieses Antrages wieder etwas gewonnen und sie sprach die Hoffnung aus, daß sie es noch erleben werde, daß sich eines Tages ein geeigneter Gatte für Elisabeth finden werde.

Aber diese Hoffnung der alten Dame sollte sich nicht erfüllen. An einem rauhen Februarsonntage erkältete sie sich in der Kirche und bekam Fieber, aus welchem sich eine Lungenentzündung entwickelte, die im Alter von vierundsiebzig Jahren stets bedenklich ist und die sie in wenigen Tagen an den Rand des Grabes brachte.

Die beiden Brüder waren fassungslos. Sie konnten sich nicht in die Lage hineindenken, die Tante zu verlieren. „Es ist nicht möglich, Tante Antonie,“ murmelte Franz schluchzend, als sie von ihrem Ende sprach, „Gott wird nicht so grausam sein, dich uns zu entreißen. Was sollte aus uns werden, wenn du nicht mehr da bist?“

„Ja, das Scheiden ist schwer,“ entgegnete die alte Dame mit matter Stimme, „wenn man sich gegenseitig liebt. Und ihr seid nicht gewöhnt, allein fertig zu werden, Kinder!“

„Franz, du findest die Schlüssel zum Wäschekasten in meinem Schreibtisch, es ist alles darin in Ordnung. Ach, wenn ich doch wenigstens noch bis zur nächsten Wäsche hätte leben dürfen! Aber meine Zeit ist um, es gilt, die irdischen Sorgen anderen zu überlassen.“

Bei diesen Worten schluchzten die beiden Brüder noch lauter und heftiger als vorher.

„Weinet nicht, es ist so der Lauf der Welt,“ setzte die Tante, immer schwächer werdend, hinzu. Sie sah ihre Neffen noch einmal liebevoll an. Die Anstrengung des Sprechens hatte sie so erschöpft, daß sie apathisch in die Kissen zurück sank. Nach einer guten halben Stunde des Schweigens, in welcher sie nach Atem ringend dalag, erhob sie den Kopf und fragte, ob ihre Nichten nicht gekommen wären.

„Sie waren bereits dreimal seit gestern hier, aber ich habe sie nicht in dein Zimmer gelassen, weil ich fürchtete, es würde dich aufregen,“ antwortete Rudolf.

„Schickt zu ihnen,“ murmelte die alte Dame, „ich möchte sie gern noch einmal umarmen. Und seid nur recht gut zu ihnen, es sind ja doch eure einzigen Verwandten.“

Ein Erstickungsanfall schnitt ihr das Wort ab. Franz sandte sogleich einen Boten an die Damen, aber bevor sie das Haus in der Burgstraße erreichten, hatte der Engel des Todes seine Fittiche darüber ausgebreitet. Als Frau Bormann und ihre Tochter atemlos oben auf der Treppe anlangten, war die Tante soeben verschieden. (Fortsetzung folgt.)

Die durchschnittene Pulsader.

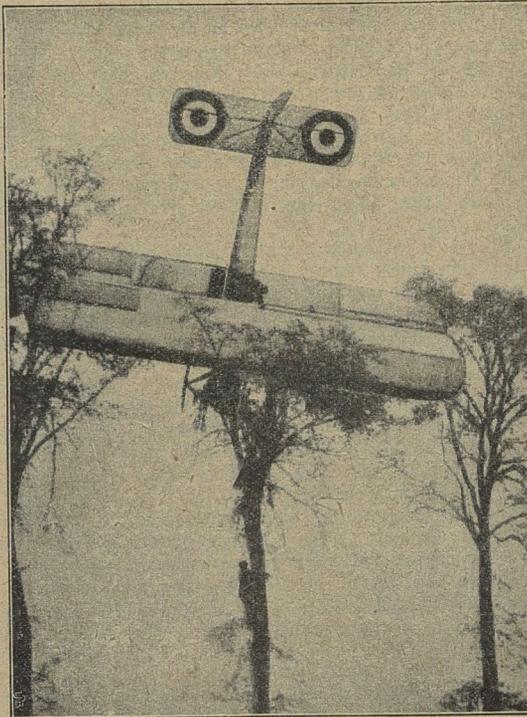
Skizze von Nils Lago-Lengquist. Autorisierte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Hete Glubrecht (Berlin).

Der Journalist Sixten Bejle wohnte auf der schmalsten Seitenstraße des Strandweges. Sechs schwarze, hohe Treppen mußte man ersteigen, um zu seinem bescheidenen Schlupfwinkel in der Dachwohnung einer Mietskaserne zu gelangen. Das Schicksal meinte es unfreundlich mit ihm. Bis jetzt, bis tief in seine mittleren Jahre hinein, ließ es ihn mit Widrigkeiten aller Art kämpfen und gönnte ihm nur so viel an bescheidenen Erträgen, daß ihm eine karge Lebensführung ermöglicht wurde, eine armselige Existenz unter vielen gemarterten Mitbüdren.

Komfort und Luxus waren Sixten Bejle ebenso unbekannt, wie Burgunder zu Mittag, und von den Genüssen des Lebens, die den Glückbegünstigten zu Gebote standen, erlaubte er sich nur einen einzigen, der allerdings geradezu als üppiger Aufwand angesehen werden konnte: er hielt sich Telephon. Auf dem dürftigen Schreibtisch in der Fenster-

nische stand der Miksapparat schwarz lackiert und glänzend, mit Löwen und Krone geschmücktem Wappenschild auf seiner einen Seite und dem stahlblanken Sprachrohr in den Klammerhaken.

Das Telephon war für Bejle gleichsam ein Beweis seiner Zugehörigkeit zur Kulturklasse. Es war wie ein lebendes Wesen in seiner einsamen Armut, ein verstehender Freund, der ihn nicht im Stiche ließ. Schon allein wenn Bejle das Hörrohr an sein Ohr hob und das seltsame Säuseln vernahm, fühlte er sich in unmittelbarer Berührung mit der großen wechselvollen Welt da draußen, jener Welt, die Märchen und Abenteuer auf den Telephondrähten spinnt, der Jungfrau ähnlich, die unzählige Träume am Spinnrad in das Linnen flücht. Das Telephon hatte für ihn die Gestalt eines großen roten Herzens, das, erfüllt von wunderbaren Kräften, hämmerte und schlug, während der Lebensstrom hindurchflutete.



Leipziger Presse-Büro.

Herabgeschossenes französisches Flugzeug, das in Baumkronen hängen blieb.

Bejle arbeitete an einer kleinen Wochenzeitung und verdiente sich damit sein Brot. Es war ein kleines, religiöses Blatt, das von seinem Herausgeber, Pastor Brattiström, noch mit kirchlichen Berichten versehen wurde und dank seiner guten Rundschau über die Geschehnisse des alltäglichen Lebens ganz ausgezeichnet ging. Die Verbindungen mit seiner Zeitung zwangen Bejle zum Luxus des Telefonbesitzes.

Der Herbst war dieses Jahr schwer gewesen. Eine längere Krankheit hatte Bejles knappes Einkommen äußerst vermindert. Auch jetzt war er krank und dienstunfähig und seit langem wieder an sein Schlaffsofa gefesselt. Rücken und Beine waren schmerzhaft geschwollen, der Husten hatte ihm die letzten Kräfte geraubt. Eine alte Aufwärterin, die ihm einmal täglich Essen brachte, sowie der Arzt — hier und da ein seltenes Mal — waren die einzigen lebenden Geschöpfe, die Bejle sah. Zu dieser Zeit wurde das Telefon sein großer Glückspender. Vom Sofa aus konnte er mit geringer Anstrengung den Hörer erreichen und jetzt, da seine verschwellenen Augen ihm auch nicht einen Augenblick Ruhe und Zeitvertreib durch das Lesen einer Zeitung gewährten, blieb das Telefon das einzige, was ihm Trost brachte.

Um das zu erreichen, hob er nur den Hörer ab, drückte ihn an das Ohr und läuschte dem heimlichen Geräusch in den Metalldrähten und dem Knistern der Anschlüsse.

Täglich läutete er ein paarmal seine Zeitung an, um zu hören, wie es mit der Arbeit ginge, da er selbst nicht mehr mitzuhelfen vermochte. Konnte der Herr Pastor auch wirklich mit der Korrektur fertig werden?

Zuerst waren alle beruhigenden Antworten in wohlwollendem und entgegenkommendem Tone gehalten, später aber glaubte Bejle eine gewisse Ungeduld aus den Stimmen der Antwortenden herauszuhören und dann schließlich einmal nach einem heftigen „Boh Tausend, ich habe keine Zeit!“, das er abends zur Druckzeit als Antwort erhielt, wagte es der Kranke nicht länger mehr, anzufragen. Es war ja auch

ein neuer Hilfsarbeiter an seinen Posten in die Redaktion gekommen. Somit wurde er doppelt überflüssig.

Da hatte er plötzlich einen fähigen Einfall.

Aufs Geratewohl warf er einige Ziffern zu einer Nummer zusammen, bestellte diese, und wenn im Apparat eine fremde Stimme antwortete, verhielt er sich ganz still, bis er das Abläutezeichen am Ohr vernahm und das Spiel für diesmal zu Ende war. Diese verschiedenen Stimmen gaben ihm immer neue Anregung für Gedanken und Phantasie.

Eines Tages läutete er wieder. 912 bestellte er. Er hörte wieder Stimmen von weitem, dann folgte durch das Telephonkräulein ein: 912 angerufen! und somit fühlte sich Bejle in eine fremde Welt versetzt, in eine Welt voll lauter Möglichkeiten und Überraschungen.

Eine kleine Wartezeit verstrich, dann erklang im Telephon ein heller Sopran: „Ach, endlich klingelst du an, Sixten. Ich habe so ungeduldig gewartet.“

Sixten! — Bejle fühlte, wie sich sein Herz unter einem inneren unaussprechlichen Druck krampfte. Sixten! Hieß er nicht auch Sixten? Nun war des Schicksals bedeutungsvolle Stunde gewiß auch ihm erschienen!

„Sixten! Bist du es nicht? Wo bleibst du?“

Wieder klang es im Telephon, als ob ein losgelassener Schwarm von Vögeln säuge. Der Kranke empfand einen leichten Schwächeanfall, das Hörrohr in seiner Hand begann zu zittern und hörbar schlug sein Herz.

„Sixten, Sixten!“ lockte die Stimme von neuem.

„Spaße nicht! Bist du es denn nicht?“

Bejles Augen bekamen einen wunderbaren Ausdruck. Mit erstarrter Stimme stieß er hervor: „Ja, ich bin es!“

„Wußte ich es doch!“ so tönte es aus der Stimmenquelle wieder. „Du bist ganz toll! Immer willst du mit mir scherzen! Ach Liebster, wie habe ich mich nach dir gesehnt! Der ganze Tag ist so unerträglich lang und noch ist es erst Mittag. Aber heut abend, heut abend . . .“



Ein aufregender Kampf.

Abwehr eines englischen Fliegerangriffes auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

Reißes Blicke irrten im Zimmer umher, als wollten sie das Bild des jungen Weibes einfangen, das jetzt dort draußen irgendwo in der Großstadt stand und vor Glück jubelte. Und seine Ohren laugten gierig jeden Klang ihrer melodischen Stimme in sich ein. Wie gern möchte er ihr aus seinen Träumen heraus antworten, aus jenen wunderbaren Träumen eines ganzen Lebens, die immer nur auf bitterem Schmerzenslager gebettet waren, in langen, einsamen Tagen und so erstarren sollten.

Ob er es wagte? — „Liebling!“ wollte er rufen und die junge Stimme dort drüben sollte, getäuscht durch den Zärtlichkeitsklang in der seinen, glauben, daß er der richtige Sirten sei. O, wie gern wollte er sich ein ganz klein wenig Wärme stehlen von dort drüben — aus der Sonnenquelle selber!

..... Ein hartes Klopfen an der Tür wurde hörbar.



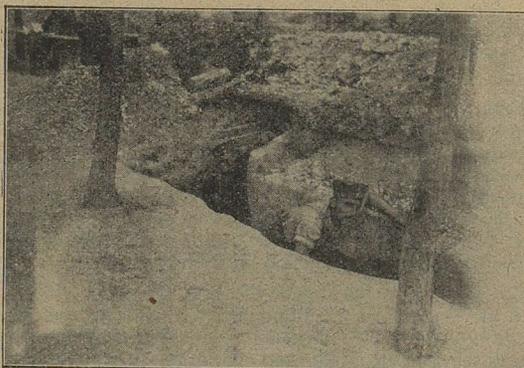
Leipziger Presse-Büro.
Französische Soldaten beobachten durch besonders konstruierte Schützengrabenspiegel die deutschen Stellungen.

Beize schrak zusammen und ließ das Hörrohr zurück in die Klammern fallen.

Ein uniformierter Mann mit einem Zettel in der Hand stand im Zimmer. Die Vierteljahrsrechnung für das Telefon.

Der Kranke erhob sich ein wenig auf dem Sofa, dann sagte er langsam mit einer Stimme, die er vergebens zu beherrschen suchte: „Es ist wohl das Beste, wir lassen den Apparat abschließen. Ich habe nicht mehr genug, ihn weiter zu behalten.“

Ein paar Stunden später war es, als wäre im Raume jemand gestorben. — Beize selbst kämpfte nach wie vor seinen einsamen Kampf, aber das rote Herz, er fühlte es wohl, hatte aufgehört zu schlagen. Als er das Hörrohr hob, lag es gleich einem toten Vogel in seiner Hand. Das Leben sang und klang nicht mehr darin. — Die Pulsader war durchschnitten.



Leipziger Presse-Büro.
Bau bombensicherer Unterstände in der Gegend von Saint Souplet, wo der Feind besonders wachsam ist, weshalb die Soldaten mit großer Vorsicht zu Werke gehen müssen.

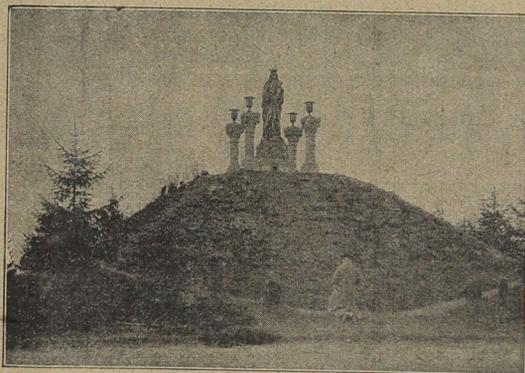
Fritz und Lieschen.

Erzählung von Ernst Adam (Gelsenkirchen).

Fritz Schürenberg war ein kleiner Bursche von acht Jahren, ein artiger Junge, dessen Kopf voller Kinderfröhlichkeit war. Der Himmel seines jungen Lebens war ganz klar und blau; man hätte noch vor wenigen Tagen nicht gedacht, daß es sich so schnell bewölken könnte. Und nun war es ganz plötzlich hereingebrochen, wie ja oft ein stilles Leben auf einmal dem verheerenden Sturm heftiger Wünsche und Taten unterliegt.

Die Katastrophe hatte für Fritz damit begonnen, daß Lieschen Hiller in die Blücherhule umgeschult werden sollte, wie die Lehrer sagen. Und zwar, weil ihre beiden Schwestern und ein Bruder dort bereits waren.

Fritz Schürenberg war gerade in Hillers Stube, als Lieschens Eltern darüber sprachen. Er hörte den Vater sagen, daß er schon mit dem Lehrer Herrn Lehmann, zu dem Lieschen komme, geredet habe, und der habe auch schon die Zustimmung des Rektors. Fräulein Brenner von der Friedrichschule, bei der Lieschen bisher war, würde wohl ihre Einwilligung geben. Fritz hörte die Neuigkeit bestürzt an. Er fragte Lieschen, aber die gab sich schmerzlichen Gedanken nicht hin. Sie trieb zum Spiel, und im Spiel vergaßen sie die drohende



Leipziger Presse-Büro.
Der berühmte Calvarienberg bei Saint Marie à Bay. Derselbe bildete als höchster Punkt im Umkreis andauernd das Ziel der französischen Artillerie, weshalb sich die deutsche Militärbehörde veranlaßt sah, die Mutter-Gottes-Statue zur Sicherheit in einem Museum unterzubringen.

Nur wenn im Rennen und Stürmen eine Pause war, dann saß er still auf dem Fensterstein und schaute seine atemlose Spielgefährtin an. Und zuweilen ergriff ihn ganz plötzlich eine verzweifelte kindliche Trauer.

Wenn er an den Schulplatz dachte, an das Seilchenspringen der Mädchen, das zu stören so schön war, an die Heldentaten, die man beging, wenn man sie scharenweise in ihrem eigenen Seilchensprung fing, wenn man ihnen die Mühen wieder entwand, mit denen sie tüchtig davonliefen, kurz, wenn man ihnen zeigte, wie stark man war, — wenn er daran dachte, dann pochte ihm das Herz heftig in ratloser ungewisser Angst, daß ihm fast zum Weinen wurde.

Wie schön war das, wenn Lieschen mit ihrem Kasten voller glänzender, bunter Blumenbilder, denen er einsetzt in einer Anwandlung von Großmut seine eigenen beigefügt hatte, zu ihnen in die Stube kam! Wenn er ihr seine Kaninchen zeigte und sie ihn auf den Grasplatz begleitete, wo er die Tiere umherlaufen ließ! Ihre Schulwege und ihre Hausaufgaben waren dieselben, und nun sollte er allein aus ihrem Hause weiter in die Friedrichschule gehen?

Er vergaß seine Kameraden dort und dachte nur noch an Lieschen.

„Lieschen,“ fragte er eines Tages scheu und unsicher, „soll ich auch in die Blücherhschule kommen?“

„Ja,“ sagte Lieschen.

Da war sein Entschluß gefaßt. Als wenn es in den Tod gehen sollte, so war ihm am Abend zumute, und in der Nacht, als er aufschrak, und des Morgens beim Frühstück. Aber Fräulein Brenner war ja so gut.

„Fräulein,“ sagte er und trat zu Beginn des Unterrichts an das Pult, „mein Vater läßt schön grüßen, und ich sollte in die Blücherhschule. Er hat schon mit Herrn Lehrer Lehmann und mit dem Herrn Rektor gesprochen.“

Am Pult saß eine junge Lehrerin mit einem mädchenhaften Gesicht, weichen, blauen Augen und einem blonden Haartränlein. Und diese Lehrerin sagte nicht einfach, es ist gut, wie sich Fritz Schürenberg das gedacht hatte, sondern sie legte sich aufs Fragen, denn Fritzens Wunsch, von ihr fortzukommen, bekümmerte sie sehr.

Alles Fragen nützte nichts; aus Fritz war nicht mehr herauszuholen, als der einfache Wunsch auszusagen. Da schrieb sie ihre Fragen an Fritzens Vater auf die Tafel und schärfte dem Jungen ein, daß der Vater seinen Namen darunter schreiben sollte, zum Zeichen, daß er es gelesen habe.

Eine solche schwere Frucht hatte Fritz noch nie in seinem Tornister befördert. Was sollte er nur mit der Tafel und ihrer schrecklichen Inschrift tun? Hinten im kleinen Hof beriet er es mit Lieschen. Das Mädchen schaute mit kindlich heißen Augen zu ihrem Helden hinauf, aber was er tun sollte, wußte sie auch nicht. Es auswischen, die Tafel zerbrechen und eine Ausrede suchen: ach, wie schwer!

Schließlich, — Lieschens Gesicht wurde rot bis ans Haar, als sie zuschaute, — schrieb Fritz auf die Tafel unten seinen und seines Vaters Namen: Fritz Schürenberg.

Als er sich umschaute nach seiner Gefährtin hin, lief eine zweite dunkle Welle über das kleine Mädchengesicht. So ein Mut! Das hatte sie aber doch noch nicht erlebt. O, die Lehrerin!

Und die junge Lehrerin las den Namen in unausgebildeter Arbeiterhandschrift und hörte, daß der Vater selbst kommen würde. Sie hatte noch unzerstört ihren ganzen Schatz an Herzengüte und Jugendfrische und dazu eine festliche Schar hoher, menschengläubiger Gedanken, aber jetzt war sie doch böse.

War es der Vater, der den Jungen an die andere Schule haben wollte, weil er vielleicht dachte, bei einem Lehrer lerne er mehr? Nun, sie hatte auch von gehöriger Stelle Anerkennung ihrer guten Leistungen bekommen. Ihr Menschenglaube gründete sich auf den Glauben an sich selbst. Sie

gehörte zu den Menschen, die nicht leben können ohne ruhiges Bewußtsein peinlich erfüllter Pflicht. Gerade das war ihr erster Reichtum. Und daran wollte man tasten?

Oder hat der Junge den Vater zu diesem Schritt veranlaßt? Er gehört zu ihren besten Schülern. Sie beobachtet ihn und hat ihn lieb, wie alle ihre kleinen Gesellen, vom Ärmsten bis zum Glänzenden. Sie weiß, daß der teilnahmewarme Mensch das beste am Lehrer ist und freut sich ganz ungestüm, daß die Kinder auf dem Schulwege gern ein Stückchen mit ihr gehen und zu ihr zutraulich sind, ungeachtet der gewissen Entfernung, in die ein Lehrer von den Kindern fortgerückt sein muß. Und nun will der Fritz Schürenberg von ihr weg, dessen Fortschritte sie mit soviel Freude verfolgt hat, daß er es gar nicht weiß?

Ach nein, es wird wohl ganz anders sein. Die Herren von der Blücherhschule sind natürlich bestrebt, die guten Kinder dorthin zu ziehen. Das ist ja bekannt, und man sieht es auch hier wieder. Erst Lieschen Hiller, nun Fritz Schürenberg. Die Kollegen sagen es auch. Gewiß, an solchen Kindern hat man mehr Freude, als an denen ausländischer Arbeiter. Aber sie wird nicht nachgeben. Umgezogen sind Schürenbergs nicht. Das Haus, in dem sie wohnen, steht auf der Grenze der Schulbezirke, aber das Kind ist nicht in den Listen zur Umschulung eingetragen, und sie hat gar keine Veranlassung zu einem Entgegenkommen ausnahmsweise.

Es vergingen ein paar Tage. Fritz Schürenberg wartete und war seiner selbst nicht sicher, wengleich Lieschen ihn mehr als je umschwärmte. Fräulein Brenner wartete auf den Vater, der nicht kam. Der Rektor schrieb einen Brief an die Nachbarschule, der gar nicht so glatt und zart war. Da aber der Tag der Umschulung vor der Tür war, ging Fräulein Brenner des Mittags zu Schürenbergs ins Haus.

Und nun kam urplötzlich Fritzens ganzer großer Schwindel wie ein jämmerliches Gewächs ans Tageslicht. Der Schwindel um Lieschens willen! Ach, aber das wußte Fräulein Brenner nicht!

Sie war fassungslos über die harte Erfahrung. Das hatte dieser liebe, artige Bengel getan. Einer solchen Verworfenheit war er fähig gewesen! So etwas Ungeahntes, Ungeheuerliches hatte er mit reiflicher Überlegung ausgebrütet, die Eltern, Lehrer Lehmann, den Rektor, seine Lehrerin, zwei ganze vielklassige Schulen in sein Lügengewebe eingesponnen, seine Namensschrift für die seines Vaters ausgegeben. O, dieses Nest von abgeseimten Unwahrheiten war schlimmer als die Tatsache, daß der gehegte Junge sie, seine immer freundliche Lehrerin, schmöde verleugnete!

Am folgenden Morgen vollzog sich das Strafgericht, dessen Grollen Fritz in ahnungsvollen Minuten schon vorausgehört hatte. Es war eine tragische Stunde. Das Gebet und den Gesangbuchvers hörte Fritz wie aus weiter Ferne an, und es war ihm, als geschähe die Feierlichkeit dieses Mal seinetwegen, wie zur Begleitung einer Trauerhandlung. Ein gutes Stück der lichten Welt wurde gleich begraben.

Fräulein Brenner rief ihn aus der sicheren Bank, und da der Fall in Fritzens Hause schon besprochen worden war, fragte sie ihn nur: „Weißt du, wofür du Prügel bekommst?“

Er nickte mit dem Kopf, so klein er war, ganz sündermäßig. Er wußte es.

Und aller Ruhm flog weg, als die Lehrerin den anderen Kindern einfach sagte: „Fritz hat auf das häßlichste gelogen, dafür bekommt er jetzt Prügel.“

Und dann mußte Fritzchen einen gewissen Zeitraum hindurch in recht unangenehmer Weise Amboß und nicht Hammer sein.

Das Allerniederdrückendste aber war, daß gleich danach Lieschen Hiller, von der übertriebenen Nüchternheit der Handlung sozusagen gepackt, nichts Heldenhaftes mehr an dem weinenden Fritz wahrte und, von der Lehrerin mit einigen anderen Kindern zum Abmarsch nach anderen Schulen zusammengestellt, fröhlich und grüßlos von dannen zog.

Wenig große Vieder bleiben,
Mag ihr Ruhm auch stolzer sein,
Doch die kleinen Sprüche schreiben,
Sich ins Herz des Volkes ein;

Fürs Haus.

Schlagen Wurzel, treiben Blüte,
Tragen Frucht und wirken fort.
Wunder wirkt oft im Gemüde
Ein gemeines Dichtermott.

Nach der Schlacht.

Nachstalten Windes Weh'n
Streicht über Wunden und Leichen.
Am schwarzen Himmel seh'n
Die Sterne, die stillen, bleichen.

Ein Schrei nach Mutter und Kind
Aus verlassnem Schützengraben —
Nachstalt weht der Wind,
Heiser krächzen Naben.

Friedrich W. Wagner.

Aus dem zweiten Augenheft des von J. C. F. v. Grothaus
herausgegebenen „Türmeis“ (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer).

Die Frau

als Vertreterin ihres einberufenen Mannes.

Von A. Manns.

Durch den Krieg ist an sehr viele Frauen, die früher nie daran gedacht haben, die Notwendigkeit herangeraten, selbständig in das Erwerbsleben einzugreifen. Da die Pflicht zur Erhaltung der Familie jetzt auf ihren Schultern ruht, müssen alle Bedenken und Rücksichten beiseite gelassen werden, damit das Geschäft seinen Fortgang hat und die so sehr nötige Einnahme nicht geschmälert wird oder gar aufhört. Hielt sie bisher ihren Haushalt in tadelloser Ordnung und sorgte sie aufs Beste für das Wohlbehagen von Mann und Kindern, so muß sie jetzt ihren Pflichtkreis sehr erweitern und ihre Tüchtigkeit auch auf anderen Gebieten beweisen. War sie bisher die Triebfeder des inneren Hauswesens, so muß sich ihr Tun und Denken, Einrichten und in Ordnung halten nun auch auf das Außenleben erstrecken. Vieles wird von ihr, als der berufenen Vertreterin ihres Mannes, verlangt, von dem sie keine Abnung haben mag. Aber der feste Entschluß, den Kampf ums Dasein in Gottes Namen aufzunehmen, sowie die Stärke, in vielen Frauen schlummernde Willenskräfte, deren Hervortreten die Verhältnisse unterlagten, und die nur auf den passenden Augenblick zur Entfaltung wartete, werden ihr jetzt die Wege ebnen. Sind sie auch wohl manchmal mit Dornen übersät, und ist das harte „Muß“ auch ein sehr strenger Vehmmeister, unter dessen Joch manche zarte Frau zusammenbrechen möchte, so rafft sie sich doch immer wieder aus Liebe zu den Ährigen und aus Pflichtgefühl zum neuen Tagewerk und zu neuem Ringen auf. Dies ist heutzutage und besonders in dem letzten Jahre, da der Krieg tief in alle Verhältnisse eingreift und die Frauen ebenfalls, wenn auch in besonderer Weise, an die Front ruft, ein schweres und widerwärtiges geworden. Soll ein Geschäft seinen Fortgang nehmen, soll ein Amt nicht in andere Hände übergehen, ein Platz nicht gleich anderweitig besetzt werden, dann ist eben die Frau, notgedrungen diejenige, die einspringen muß. Und sie kann es und wird sich keine Gelegenheit zum Erlernen des ihr Fehlenden entgehen lassen, weil sie durchhalten will. Keine Beschäftigung ist ihr zu geringe oder, was bei geistig regen Frauen leicht der Fall sein kann, zu eintönig und dadurch langweilig. Sie ist überall da zu finden, wohin sonst der Mann zu Erwerbszwecken eilt. Wir sehen sie in der Fabrik und auf dem Kontorhof an der Arbeit. Sie beteiligt sich am Einkauf und Verkauf der Waren. Sie verhandelt mit den Konsumenten oft besser als der Mann vermochte. Man sieht sie häufig als Geschäftsfreisende im eigenen Interesse oder

hört sie zum Vorteil des von ihr vertretenen Hauses reden. Sie greift hinein ins volle Menschenleben und weiß, Nutzen daraus zu ziehen. Aber sie greift auch noch mehr als bisher zu den echt weiblichen und für ihre Anlagen und Gaben vor allem passenden Beschäftigungen. Sie ist Erzieherin und Lehrerin; sie vertritt die fehlende, frante oder anderweitig beschäftigte Hausfrau; sie übt sich in privater oder öffentlicher Krankenpflege, sie ist Begründerin und Leiterin der Leiber in reicher Zahl benötigten Krankenhäuser und Sanatorien; kurz, sie betätigt sich in nützlicher, einträglicher Art und Weise und bemüht sich mit vollem Erfolg, ihren Platz auszufüllen.

Es können ja hier natürlich nicht alle einzelnen Berufe, in welchen jetzt Frauen arbeiten, aufgezählt werden. Gibt es doch deren unendlich viele, die sich ebenso gut für das weibliche, wie für das männliche Geschlecht eignen, und ist doch auch hierbei schon lange die den Frauen von altersher gegebene Grenze überschritten. Wohl den Frauen, die sich zu helfen wissen. Wohl den Kindern, deren Mutter sich beim Einberufen des Vaters und Ernährers nicht in Jammern und Klagen ergeht, sondern die getroffenen Mutes das Lebensschiff durch die wildwüchsende Brandung steuert. Hoffentlich wird ihr Mühen vom Erfolg gekrönt, und hoffentlich darf diese Frau den Gatten nach Beendigung des Krieges gesund wieder in die Arme schließen.

Für die Küche.

Gedämpftes altes Rebhuhn. Die Hühner, die nicht frisch geschossen sein dürfen, sondern etwas abgelagert, 3 bis 4 Tage, werden gerupft und ausgenommen, Kopf, Flügel abgeschritten. Nachdem sie gewaschen und abgetrocknet sind, reibt man das Innere mit Salz aus und steckt einige Wachholderbeeren hinein. Unterdessen wurde das Sauerkraut mit einigen geschälten, in Scheiben geschnittenen Äpfeln aufgelegt und angekocht. Auf das Kraut legt man die Hühner, läßt beides 20 Minuten dämpfen und stellt das Ganze in die Kochkiste. Die Brühe des Krautes durchzieht so die Hühner, die sehr gut werden. Man kann, wenn man will, vor dem Anrichten die Hühner herausnehmen, sie mit einer Scheibe Speck umwickeln und sie damit noch rasch 10 Minuten braun braten und einen Beizuß dazu machen. Da der Speck aber sehr teuer ist, kann man ihn auch weglassen und die Hühner mit dem Kraut anrichten. Ein altes Rebhuhn, auf diese Art gedämpft, ist für zwei Personen ausreichend.

Pilzpaste mit Reis. Man puht 300 bis 500 Gramm schöne, frische Steinpilze oder Pfifferlinge, schneidet sie in feine Scheiben von möglichst gleicher Größe, bestreut sie mit Salz und dämpft sie in etwas zerlassener Butter über sehr gelindem Feuer so lange, bis sie fast weich sind. Man kann, wenn es notwendig ist, ein klein wenig Brühe dazufügen, doch darf nicht zu viel Saft sein. Wer Petersilie liebt, gibt ein wenig fein gehackte Petersilie dazu. Inzwischen hat man 250 bis 300 Gramm Reis gewaschen, abgetropft und in Wasser nebst einem kleinen Stückchen Butter und etwas Salz weich gedünstet, aber so, daß er noch vollständig körnig ist. Man kann den Reis auch gleich in heiße Butter geben und ihn darin gut durchdünsten, ehe man Wasser zugießt. Eine feuerfeste Tonchüssel oder Auflaufform streicht man mit Butter aus, legt eine Schicht Reis hinein, darüber eine nicht zu hohe Schicht der gedünsteten Pilze, wieder Reis, wieder Pilze, bis alles verbraucht ist und Reis die oberste Schicht bildet. Diese bestrichelt man mit Ei, bestreut sie mit Butterflöckchen, sowie gerie-

benem Parmesankäse und läßt die Pastete im Ofen bei mäßiger Hitze 45 bis 60 Minuten zu schöner Farbe backen. Sie wird in der Form aufgetragen.

Hagebuttentompott. 500 Gramm Hagebutten müssen gepuht und von Stiel, Blüte und Kernen befreit werden. Dann wäscht man sie, läßt sie auf dem Siebe ablaufen und kocht sie mit etwas Wasser und 300 bis 500 Gramm Zucker, den man zu klarem Sirup geläutert hat, langsam weich, nimmt sie mit dem Schaumlöffel aus der Brühe, läßt diese noch dicklich eintochen und gießt sie nun über die Früchte.

Haushirtschaft.

Tintenflecke beseitigt man durch Sauerkleeal, indem man erst die fleckige Stelle mit Wasser befeuchtet, dann ein wenig von dem Salze auf den Fleck reibt, wenn es starkes Zeug ist, und nachher mit Wasser ausspült. Bei feinen Stoffen, wie Musselin, Spitzen und dergl., darf man nicht reiben, sondern läßt es bloß einige Augenblicke darauf und spült logleich wieder aus, da das Salz leicht ein Loch in diese Stoffe frist. Vor Anwendung des Sauerkleealzes muß jedoch alle Soda oder Seife mittels warmen Wassers aus dem Zeug entfernt werden, da das Kleealz sonst unwirksam ist. Bei Anwendung dieses Fleckenmittels hat man weiter nichts zu tun, als den Fleck nach Maßgabe der Stärke des Zeuges derber oder leichter damit zu reiben, je nach dem Grad der Befleckung und zu drücken und dies zu wiederholen, wenn der Fleck zum erstenmal nicht ganz weicht. Erst nach Beseitigung desselben wird das Wäschestück dann eingeleist und wie die andere Wäsche behandelt.

Zum Reinigen von Halsstragen und Ärmelbündchen, die schmutzig und fettig geworden sind, ist Meeresschaumpulver sehr geeignet. Man reibt damit die betreffenden Stellen tüchtig ab und benutzt dazu ein weiches Tuch. Meeresschaumpulver ist in Geschäften erhältlich, die Gegenstände aus Meeresschaum verfertigen.

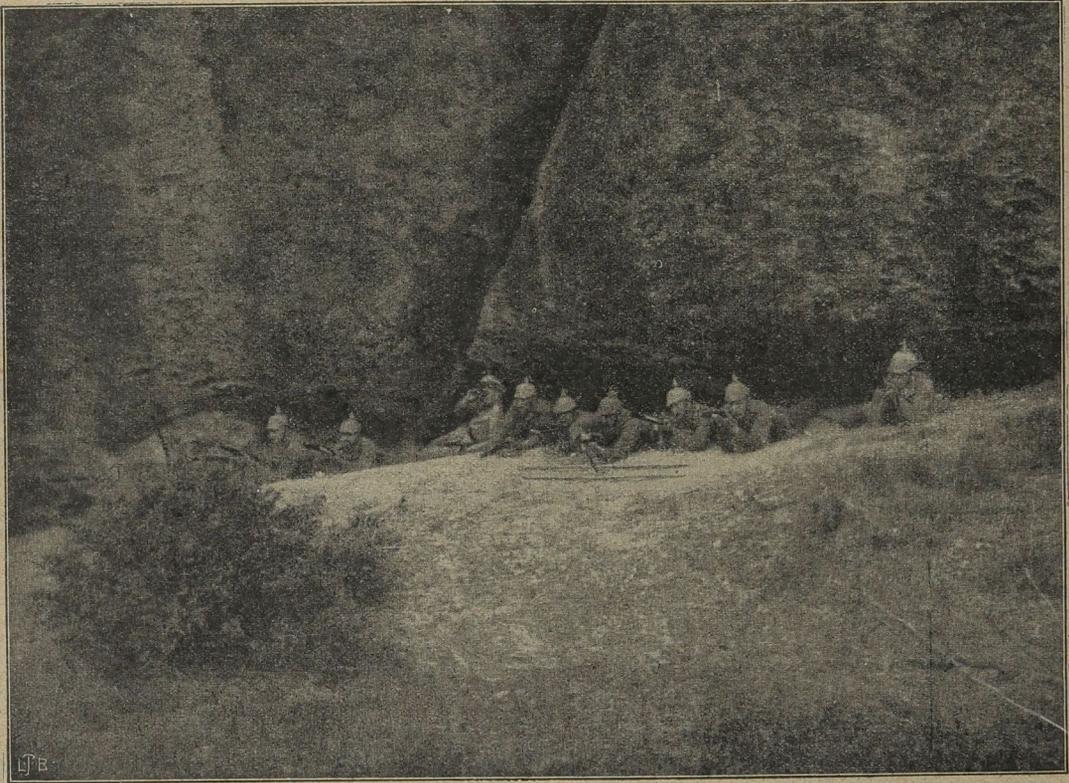
Samthüte, die naß geworden sind, soll man leicht mit einem weichen Tuch abtupfen, nicht fest abreiben. Wenn sie vollkommen trocken sind, werden sie mit einer nicht zu weichen Bürste abgebürstet.

Exproble.

Kristall-Porzellantitt. Guten Leim zerschneidet man in kleine Teile, überstüht diese mit ein wenig Essigsäure und erwärmt die Masse in einem Porzellanstückchen solange schwach, bis sie dickflüssig und vollkommen homogen ist und beim Erkalten fest wird. Die Bruchflächen werden mit dem wieder schwach erwärmten und flüssig gemachten Kitt mittels eines feinen Pinsels bestrichen, fest aneinander gedrückt und 12 Stunden ruhig liegen gelassen.

Grüne Patina auf Zinndächern erhält man, wenn das gereinigte Dach mit einer verdünnten Lösung von salpetersaurem Kupferoxyd mehrfach bestrichen wird und nach erfolgter Vertupferung mit einer ebenfalls verdünnten Lösung von kohlenstoffsaurem Ammoniak.

Dachte bei Kundbrennern werden nie völlig aufgebraucht, da der letzte Rest nicht mehr ins Petroleumbehälter reicht, und deshalb kein Brennöl mehr aufsaugt. Will man sie bis zum letzten Ende ausnutzen, zieht man durch das Ende des Dachte einfach eine Anzahl dicker Fäden von Asbestwolle welche das Petroleum zum Dachte leiten.



Maschinengewehr-Abteilung in Verteidigung in einer Felspalte in den Vogesen.

Leipziger Presse-Büro.

Rätsellecke.

Magisches Quadrat.

Durch richtige Umstellung der einzelnen Buchstaben dieses Quadrates ergibt sich wage- und senkrecht:

A	L	L	R	Gebirge
R	R	S	P	Ökziesische Stadt
P	E	E	E	Indische Märchengesta
E	E	J	J	Göttin.

Silbenrätsel.

te fand rei sie ne berg te um haw by eag tov non sin der te gur nel go mel to ros ler rec öl par ms meln ra e in zinn fang tes ja car fat ha.

Aus vorstehenden 38 Silben sind 18 Worte zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben einen kaiserlichen Heerführer und den Ort seines Sieges bezeichnen; die Worte bedeuten: Englische Grafschaft, Stadt in Australien, Maß, Fluß in Italien, Nahrungsmittel, Gebirge in Syrien, Norddeutsche Stadt, Mufe, Stadt in Rußland, Herrschertitel, Held der Vorzeit, Biblischer Berg, Geistliche Person, Persischer Volksstamm, Französische Stadt, Fluß in Asien, Blume, Puzmittel.

Vierfüßige Scharade.

Der ersten Paar deutet herab,
Das dritte wird gar oft zum Grab.
Es gleitet leicht das vierte hin,
Das Ganze lenket Heldenfinn!

Zweifilberätsel.

Niemals ist die Erste ganz,
Nie die Zweite von Bestand —
Doch vereint erstrahlt ihr Glanz
Noch im fernen Morgenland.

Gleichlangrätsel.

Was, nahe bei der Wassertant'
Als Stadt du sicher kennst,
Ist, wenn in andrem Sinn genannt,
Von hohem Ruhm beglänzt.

Zweifilberätsel.

Die erste Silbe nennt den Bau,
Den irgendwer bewohnt.
Sie schauet freundlich oder grau
In Sonne, Stern und Mond.
Doch erst so richtig blank und traut
Macht es der Augenblick,
Wo seine zweite Silbe schaut
Nach Ordnung, Recht und Schick.
Das Ganze werd' als liebe Gab'
Dem Einjamen zuteil,
Damit hinfort er Freude hab'
Und ungetrübtes Heil.

Dreifilberätsel.

Es wird der Frauen Sinn
Als Schmutz es gerne sehen;
Wirf es dem Feinde hin,
So ist's um ihn geschehen.

Rätsel-Auflösungen aus voriger Nummer:

Dreifüßige Scharade. Ganghofer.

Zahlenrätsel.

Arena, Nawa, Tanne, Wert, Ernte, Kente, Panther, Ente, Nare, Antwerpen.

Dreifilberätsel. Rubinstein.

Gedruckt und herausgegeben von Paul Schettlers Erben, Gesellschaft, m. b. H., Hofbuchdruckerei, Cöthen, Anh. Verantwortl. Schriftleiter: Paul Schettler, Cöthen.

Sämtliche Bilder sind von der zuständigen Behörde zur Veröffentlichung genehmigt worden.

